



Netzwerke im Gehirn und im Leben

Was soziale Netzwerke von neuronalen Netzwerken lernen können. Was soziale Netzwerke von neuronalen Netzwerken lernen können. Was soziale Netzwerke von neuronalen Netzwerken lernen können. Was soziale Netzwerke von neuronalen Netzwerken lernen können. Was soziale Netzwerke von neuronalen Netzwerken lernen können.

Woran denken Sie spontan, wenn Sie das Wort Netzwerk lesen? Als jemand, der seit einem Jahrzehnt in Köln lebt, fällt mir der Kölsche Klüngel ein. Der hat ja insgesamt einen eher schlechten Ruf. Denke ich visuell, sehe ich das Atomium in Brüssel. Das habe ich mal auf einer Interrail-Tour bestaunt. Ich war 17 Jahre alt und schwer beeindruckt von dieser überdimensionierten Physikstunde.

Auf der kinetischen Ebene gehört Netzwerk allerdings zu der Sorte Wörter, die so überstrapaziert sind, dass ich sie kaum ohne ein leises Hüsteln hören kann. Am Samstag saß ich in einem so genannten Szene-Café im Belgischen Viertel und hörte den Begriff am Nachbartisch. Ich meine, der vollständige Satz klang in etwa so: „He, lass uns doch auf jeden Fall mal vernetzen, man weiß ja nie.“ Ich hüstelte leise. Irgendetwas stört mich an Wörtern, die ein uraltes Phänomen neu auflegen und dabei so aufgeblasen daherkommen. Rebranding nennen Werber das. Etwas ein neues Image verpassen. Früher plauderte man einfach mit seinen Freunden, Nachbarn und Kunden. Wie netzwerkerisch man handelte, war einem gar nicht bewusst. Heute sind Unterhaltungen im Treppenhaus strategische Netzwerkpflge.

Die Ratgeber-Literatur zu dem Thema hat gerne einen pädagogischen Ton. Tu dieses, lass jenes. „Geh nie alleine essen“ oder die „77 Irrtümer des Networkings...“ sind vollmundige Ansa-

gen. Kann man komplexe menschliche Beziehungen so einer rationalistischen Erfolgsmatrix unterwerfen, ohne dass etwas auf der Strecke bleibt? Selbsternannte Gurus, die mit der Anzahl ihrer Xing-Kontakte prahlen, wirken auf mich eher abschreckend.

Dann kam der Anruf aus der Redaktion. Ob ich mir vorstellen könne, ein kleines Essay über das Thema Netzwerke zu schreiben. Mit dem einen Unterschied, es mal durch eine andere Brille zu betrachten: Die elegante Brille der Neurowissenschaften. In der Neurowissenschaft gilt der Merksatz von Donald Olding Hebb: „Cells that fire together, wire together.“ Eine Übersetzung könnte lauten: „Zellen, die gleichzeitig feuern, verdrahten sich untereinander.“ Hebb gilt als Erfinder der Idee der neuronalen Netzwerke. Aha, da haben wir das Wort wieder! Jede gemeinsame Erregung von Nervenzellen verdrahtet deren Verbindung weiter und fördert damit die Informationsübertragung. Ist dies häufig genug geschehen, sprechen die Neurowissenschaftler von Bahnung. Als Analogie könnte man sich einen Pfad vorstellen, der durch unwegsames Gelände verläuft und mit jeder Benutzung durch Wanderer breiter und fester wird. Im Gegensatz dazu sind solche Pfade, die man selten benutzt hat, irgendwann zugewuchert. Ein anderes Bild könnte ein Fitness-Studio sein: Gut trainierte Muskeln erhöhen ihre Leistung. Gut befeuerte Nervenverbindungen erhöhen ebenfalls ihre Leistung. So funktioniert Lernen.

Dass im Oberstübchen faszinierende Prozesse ablaufen, wusste ich aus Seminaren im Neuro-Linguistischen-Programmieren, die ich besucht hatte. Die Hebbsche Regel fand ich beeindruckend, sie kam ja auch in Therapieansätzen wie EMDR zum Einsatz.

Was könnte uns also die neurowissenschaftliche Sichtachse beim Betrachten des sozialen Netzwerkens bringen – was ja heute allorts als fulminantes Marketinginstrument gehandelt wird. Wenn wir die Gesetze der neuronalen Netzwerke auf die sozialen Netzwerke übertragen, müsste es doch bedeuten, dass unser alter Bekanntenkreis die gut markierten Pfade sind. Aus der Sicht eines Selbständigen oder Unternehmers: Die Bestandskunden sind verstopfte Autobahnen. Wie wäre es also mit einem Experiment? Was wäre, wenn wir an der nächsten Ausfahrt rausfahren und über die Landstraßen juckelten. Schließlich verlassen wir die Landstraßen und kurven durch die Dörfer. Schaffen wir das überhaupt ohne Navigationsgerät? Sind wir dann einfach nur hoffnungslos verloren im Wirrwarr der Straßen mit Namen wie Ommerbornweg, Steinhauser Straße und Siegelberg? Oder stimuliert uns diese Art zu reisen am Ende?

Ich erinnere mich gut an die furiose Verunsicherung, die mich oft bei Fernreisen packte. Da steigen einem Gerüche in die Nase, für die man nachher beim Gespräch mit Freunden keine treffenden Worte findet. Straßenschilder werden zu Designobjekten, über die man auch staunt, weil man sie sprachlich-inhaltlich nicht dechiffrieren kann. Gestik und Mimik entpuppen sich als ganz eigene Fremdsprache. In diesem Zustand der stimulierenden Verwirrung ändert sich ja oft auch der Blick auf die eigene Kultur. Durch das neue Erleben entstehen Perspektiven, die einem am heimischen Schreibtisch verwehrt bleiben. Was hat das jetzt alles mit dem sozialen Netzwerken gemein? Vielleicht ist die hohe Kunst des Netzwerkens verwandt mit der hohen Kunst des Reisens. Wenn wir uns einen Grad an Verwirrung erlauben, es zulassen, dass die Nervenverbindungen mal so richtig durchgeschüttelt werden – wie auf einer Fahrt mit einem Überlandbus durch Indien – dann entstehen vielleicht ganz neue Verbindungen.

Praktisch gesprochen: Vielleicht sollten wir anfangen, in die Cafés und Restaurants zu gehen, denen wir uns schon so lange verweigert haben. Vielleicht sollten wir Veranstaltungen besuchen, die auf den ersten Blick rein gar nichts mit unserer Branche zu tun haben. Sind Branchen nicht auch nur eine Bahnung? Ein Sammelsurium an Konventionen, das uns zwar Komfort und Sicherheit bietet, aber Gift für ungewöhnliche Ideen sein kann. Anstatt über den Tellerrand zu schauen, den Teller fallen lassen und aus einer Salatschüssel essen?

In diesem Zusammenhang fällt mir ein Zitat von André Gide ein: „Man entdeckt keine neuen Erdteile, ohne den Mut zu haben, alte Küsten aus den Augen zu verlieren.“ Ich erinnere mich an Begegnungen auf Spielplätzen, die zu neuen Aufträgen geführt haben. Ich kann versichern, dass ich vollkommen

unschuldig und frei von netzwerkerischen Absichten dort hingegangen war.

Eine Binsenweisheit des Netzwerkens lautet: „Frage nicht, was dein Land für dich, sondern was du für dein Land tun kannst.“ Das leuchtet ein. Vor allem, wenn es ein amerikanischer Politiker ausspricht. Es erfordert aber auch eine geistige Haltung, die nicht dem Zeitgeist entspricht. In einem Land, in dem das gewohnte soziale System wegbricht, scheinen viele eher auf ihr eigenes emotionales und finanzielles Konto zu wirtschaften. Wie verlassen wir diese kollektive Bahnung? Wie kommen wir an den Punkt, an dem es selbstverständlich ist, zuerst zu fragen, was man für den anderen tun kann? Ohne Hintergedanken, ohne Rückversicherung. Wie können wir diese Nervenverbindungen verstärken, um aus ihnen eine breite Straße zu machen?

Ich rief meinen Freund Mark an, den ich für einen talentierten Netzwerker halte und stellt ihm folgende Frage: „Wie würdest du das Wort Networking deinen Kindern erklären, wenn du welche hättest?“ Seine Antwort: „Netzwerken bedeutet für mich, die ganze Welt als meine Familie zu sehen. Die Grenzen zwischen dir und anderen sind fließend und verschwimmen. Buddhistisch gesehen existieren sie ja sowieso nicht.“ Beim letzten Satz lachte er.

Ist das nicht vielleicht der wesentliche Punkt: Menschen auf einen Teil, eine Funktion zu reduzieren, schadet mehr als es nützt. Kein Mensch ist nur Kunde. Menschen sind komplexe Wesen und haben viele Anteile, die gewürdigt werden möchten. Bei einer gut funktionierenden Familie werden Dienstleistungen nicht nachgehalten und aufgerechnet.

Um noch mal auf die Anfangsidee des Rebrandings zurück zu kommen. Ist Netzwerken wirklich nur ein neues Etikett für einen alten Schuh? Vor der Evolution des Internets zum Web 2.0 hätte ich dies bejaht. Mit dem Social Web haben sich die Spielregeln der Kommunikation aber grundlegend geändert. Die geografische Begrenzung, die vor 20 Jahren nur waschechte Weltbürger überwinden konnten, ist heute für Internetbürger auch aufgehoben. Unser Treppenhaus ist virtuell und damit größer, internationaler und aufregender geworden. Ich wünsche uns allen den Mut, alte Küsten aus den Augen zu verlieren.

Von Christian Schmid



Christian Schmid, Geboren 1971 in der Schwebebahnstadt... nach dem Abitur in New York City Regie und Schauspiel studiert (Stipendien von Sonia Moore & Gene Franke)... acht Jahre in Manhattan als Schauspieler, Autor & Übersetzer durchgeschlagen... multiple Studienreisen und Aufenthalte in Asien... seit 2001 in Köln als Autor, den man mieten kann, im Einsatz...